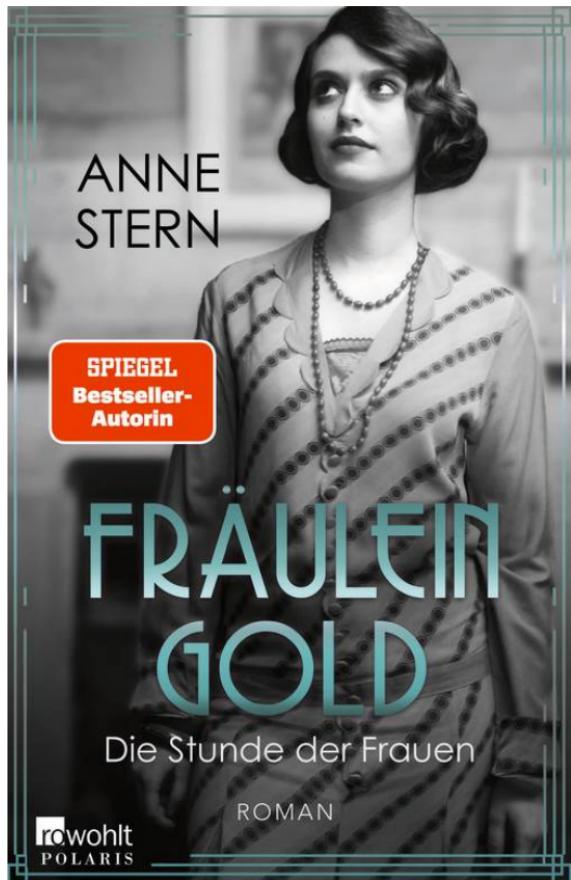


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-00652-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).



Anne Stern

# Fräulein Gold

*Die Stunde der Frauen*

Roman

Rowohlt Polaris

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Dezember 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte © Peter Palm, Berlin

Covergestaltung bürosüd, München

Coverabbildung Richard Jenkins

Satz aus der Foundry Wilson

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00652-4

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



# Prolog

*Dienstag, 12. Januar 1869*

5

**S**chneelicht, dachte Waldemar Storch und warf einen Blick durch das hohe Fenster mit dem schwarzen Kreuz, eignete sich für dieses Modell hervorragend. Ein paar Flocken schwebten von draußen gegen das Glas und sanken auf die Fensterbank. Es war Mittag, von der Parochialkirche erklang das helle Glockenspiel. *Atelier* nannte Storch diesen Raum hier großspurig seinen Kunden gegenüber, doch eigentlich war es ein Loch, eine Bruchbude im Dachboden eines alten Berliner Hauses, das im Herbstwind schwankte wie ein Schiff, das nicht für den offenen Ozean gebaut war. Und das nun aber doch hinübermusste bis zum fernen rettenden Ufer, sei es mit klappernden Planken, sei es mit leckgeschlagenem Bauch. Brotlos war die Kunst, das konnte man laut sagen.

Der Maler schoß sich seinen samtenen Hut aus der Stirn und richtete den Blick wieder auf die Frau, die auf einem etwas verschlissenen chintzbezogenen Kanapee saß. Margot Lemieux nannte sie sich, ein Künstlername, wie er argwöhnte. Doch er passte – sie war wirklich das Beste, was Berlins *Belle-Alliance-Theater* im Moment zu bieten hatte. Dunkles langes Haar fiel ihr in dichten Wellen über den Rücken, ihre Haut schimmerte im Halbdunkel, und um den Hals trug sie eine silberne Kette mit einem Anhänger. Sie spielte gelangweilt mit ihren Fingernägeln, doch selbst dabei, dachte Storch, strahlte

sie eine Würde aus, die ihm Ehrfurcht einflößte, ja sogar Nervosität. Ihm, Waldemar Storch, Hofmaler und weithin anerkannter Vertreter der Berliner Salons, zumindest früher einmal! Und so eine kleine Schauspielerin, keine zwanzig Jahre alt und erst seit letztem Sommer auf der Bühne, hockte da wie eine Königin. Er fühlte sich wie ihr Hofnarr.

6

«Bitte, Mademoiselle Lemieux ...», sagte er, und sie blickte auf und lächelte freundlich. Bescheiden war sie geblieben, das musste er ihr lassen, trotz ihrer jüngsten Erfolge. «Würden Sie das Kinn ein wenig neigen?», fragte er höflich, und sofort veränderte sie ihre Kopfhaltung, sodass die Wimpern – falsche, selbstverständlich, im Theater war nichts echt – lange Schatten auf ihre Wangenknochen warfen. Genauso wenig echt wie ihre Wimpern war wohl auch ihre französische Herkunft, dachte Storch, doch wen kümmerte es? Mochte sie Französin sein oder eher eine vom *fahrenden Volk*, wie er argwöhnte – das Berliner Publikum liebte sie. Das neu erbaute und gerade erst eröffnete Theater fasste tausend Zuschauer, und wenn Mademoiselle Lemieux spielte, war jeder einzelne Platz besetzt.

Storch atmete tief ein. Es roch vertraut nach Leinöl, nach Puder und Farben und auch ein wenig beißend nach dem Alkohol, mit dem er seine Pinsel reinigte. Er sollte sich zusammenreißen. Das hier war eine lukrative Arbeit, nicht oft bekam man heutzutage noch solche guten Aufträge. Meistens malte er gelangweilte Hausfrauen in den Villen der Stadt und, wenn er großes Pech hatte, nicht einmal sie, sondern nur ihre Windhunde und Pekinesen. Hier dagegen konnte er noch einmal glänzen, wie in alten Zeiten nicht nur Geld, sondern Anerkennung ernten. Also frisch ans Werk und Konzentration!

«Sie machen das ganz wunderbar», sagte er in die Richtung seines Modells, doch eigentlich versuchte er, sich selbst Mut

zuzusprechen. «Das Porträt wird sicher sehr schön. Direktor Wolf wird zufrieden sein, wenn er das Foyer des Theaters mit Ihrem Bildnis schmücken kann.»

«Sie sind sehr freundlich», sagte die junge Frau lächelnd, und er fragte sich, ob jemand diese höfliche Fassade durchdringen konnte. Auf der Bühne, da verwandelte sie sich freilich, wurde zur Furie, zur Liebenden, zur Mörderin, weinte, schrie, sang und tanzte bis zur Erschöpfung – der Zuschauer, nicht ihrer eigenen, er hatte es selbst in den Vorstellungen erlebt, von denen er selten eine verpasste, denn er war ein begeisterter Theatergänger. Doch seit sie hier in seinem Atelier saß, hatte er das Gefühl, er malte einen Kleiderständer. Hübsch allemal, aber seltsam leblos.

7

Wieder tunkte er seinen Pinsel in die Farbe auf der Palette und mühte sich weiter ab. Vielleicht sollte er noch einmal beginnen, sollte zunächst Skizzen nehmen und das Malen auf die Leinwand noch verschieben? Doch er wusste aus Erfahrung, dass die Aufschieberei, das Warten auf die Muse, in der Kunst nichts bewirkte. Entweder *war* da etwas oder eben nicht. Wie nur konnte es passieren, dass er ausgerechnet beim Porträt der hinreißenden Lemieux versagte?

«Ich werde gleich abgeholt», sagte sie jetzt mit einer Spur Ungeduld, und er hörte es halb mit Erleichterung, halb mit Sorge um die vergeudete Sitzung. Beim nächsten Mal würde er von vorne anfangen müssen. Gleichzeitig fragte er sich, wer da wohl käme? Die meisten Schauspielerinnen, vor allem die vom Kaliber einer Margot Lemieux, hielten sich gleich mehrere Männerbekanntschaften, oft aus den adligen Kreisen der Stadt, von denen sie sich einladen und aushalten ließen. Aber um diese Frau hier war es merkwürdig ruhig. Nur von einem Verehrer hatte er gehört, doch seine Quellen hatten in letzter

Zeit geflüstert, dieser eine, ein junger Mann aus einer ostpreußischen Adelsfamilie, habe sich neuerdings verehelicht. Frisch Verheiratete unterhielten in der Regel keine Beziehungen zu einer Kurtisane, das war den ganz Jungen vorbehalten oder eben den Alten, deren Ehen schon vertrocknet waren. Es sei denn, dachte Storch dann und pinselte pflichtschuldig auf der Leinwand herum, die frisch eingegangene Ehe war schon zu Beginn Essig.

Nun, es ging ihn nichts an. Bevor so eine schöne junge Frau einen Mann wie *ihn* bemerken würde, müsste erst die Hölle zufrieren. Für ihn gab es andere dort draußen in den Straßen von Berlin.

Es klopfte, und er ließ erleichtert den Pinsel fallen. Dann zog er den grauweißen Kittel notdürftig über seinem hervorstehenden Bauch zusammen. Zu viel Schnaps, zu viel billiger Rotwein, er wusste es, doch es fiel ihm nicht ein, weniger zu trinken. Was sonst ließ einen dieses Leben erdulden? Vielleicht höchstens die Liebe, dachte er, und seine Augen wanderten wieder zu der Frau auf dem Kanapee, die sich halb erhoben hatte. Aber davon bekam ja niemand genug.

«Herein», rief er und dachte bei sich, dass es schon ein wenig unverfroren war, dass ein Herr das Fräulein Lemieux ganz offen in seinem Atelier aufsuchte. Doch er war neugierig, wer da käme.

Die Tür öffnete sich, und ein Mann in dunklem Mantel trat ein, den Zylinder zwischen den Händen. Er grüßte kurz. Storch musterte ihn unverhohlen. Klug sah er aus und ansonsten unauffällig. Dann fiel Storches Blick auf Margot Lemieux, und endlich sah er es! Das tiefe Gefühl, das geheime Etwas, das er bisher während der Sitzungen mit ihr vermisst hatte, da war es! In ihren braunen Augen standen Schreck, Qual, übermächtige

Freude – und alles nur wegen dieses Kerls?, dachte Storch ungläubig und betrachtete den unscheinbaren jungen Mann erneut. Dann griff er zum Pinsel.

«Nur einen Moment, mein Herr», sagte er hastig, «ich benötige die Dame nur noch für einen Augenblick.»

Ohne sich umzusehen, wedelte er mit der Hand in Richtung der klapprigen Holzstühle, die um ein hohes Tischchen herumstanden. «Setzen Sie sich, wenn es beliebt.»

9

Er hörte das Brummen des Gastes und das Scharren von Stuhlbeinen, doch da war er schon hinabgetaucht in die Welt des Bildes. Jetzt stimmte alles! Der Hautton war ihm bereits zuvor gelungen. Nicht zu grell, nicht zu fleischern, sondern eben genau die Art warme bräunliche Helle, die menschliche Haut auszeichnete, hatte er mit Farbe und Öl auf das kleine Stück Leinwand gezaubert. Dann der Faltenwurf des gerüschten Kleides, das die Abgebildete trug, so lebensecht, dass man die Seide beinahe rascheln hörte. Und dazu nun endlich der richtige Ausdruck in ihrem Gesicht. Storch malte, beseelt, glücklich. Beinahe sofort verliebte man sich jetzt in diese spitzbübischen dunkelbraunen Augen mit dem Leuchten darin, das den Anschein erweckte, das junge Mädchen dort auf dem Bildnis sei quicklebendig und lache heimlich, vielleicht über einen gelungenen Scherz, den ein glücklicher Tunichtgut ihr soeben erzählt hatte. Storch malte mit fliegenden Fingern und beneidete den Fremden, der in seinem Rücken saß und all das mit seiner bloßen Anwesenheit losgetreten hatte, glühend heiß – und doch schummelte sich eine Spur Mitleid in seinen Neid. Denn egal, wer der geheimnisvolle Mann war und über welche Geld- und Machtmittel er verfügte – gut ausgehen konnte die Geschichte der beiden am Ende ja in keinem Fall, so lautete nun einmal die Regel in diesem Spiel. Aber darüber

sollte man sich nicht grämen. Im Theater und im Leben, wusste Storch, waren es doch immer die Stücke, die die Zuschauer zu Tränen rührten, welche schließlich in die Ewigkeit eingingen.

## 1.

*Samstag, 19. September 1925*

11

Bert blickte von seinem Buch auf und suchte mit den Augen den Winterfeldtplatz ab, als hielte er Ausschau nach einem Halt, einem Platz, wo er Anker werfen konnte nach seinem Bad in der mitreißenden Lektüre. Er fand ihn in der üppigen Gestalt von Frau Grünmeier, die ein paar Meter weiter mit beiden Armen – von beachtlichem Umfang – in einem Blumenkübel steckte. Als sie ihn bemerkte, nickte sie kurz angebunden zu ihm herüber und wich seinem Blick aus. Sie stemmte die erdigen Hände in die Kittelschürze und betrachtete dann sehr angelegentlich die gelben, roten und dunkelvioletten Astern, die ringsum in Töpfen und Emaille-Eimern blühten. Die kalte Morgenluft war erfüllt vom Duft nach schwarzer, fetter, feuchter Erde, nach Blüten und Frühherbst.

Bert spürte einen kleinen Stich in der Magengegend – die Besitzerin des Blumenstands auf dem Marktplatz hieß seine *Eskapaden*, wie sie neulich hinter vorgehaltener Hand, doch für Bert deutlich hörbar, zum Fleischer gesagt hatte, nicht gut. Wo komme man denn da hin? Ein Mann, der einen anderen Mann zum Tanzen ausführte und, Gott behüte, sogar *Schlummeres*? Immerhin, Bert, sie und die anderen Marktverkäufer kannten sich alle schon viel zu lange, als dass dieses Wissen um Berts Neigungen, das im vergangenen Jahr wie ein Lauffeuer um die Stände, seinen Zeitungskiosk und die hier am Winterfeldtplatz

gebieterisch thronende Matthiaskirche gegangen war, ihren Alltag gestört hätte. Die Kühle aber, die Bert seitdem aus Frau Grünmeiers teigigem Gesicht ansprang, die schmerzte ihn wie ein eisiger Wind.

Gedankenverloren streichelte er den Einband seines Buches und ließ die Augen weiterwandern. Das Laub der Linden hatte sich tiefgelb verfärbt und schwebte nach und nach zu Boden, rottete sich dort in Haufen zusammen und raschelte bei den Schritten der frühmorgendlichen Passanten. Die Blüten der Weißdornbüsche waren längst verwelkt, jetzt trugen sie die kleinen, apfelähnlichen Früchte. Unwiederbringlich war der Sommer vorbei, doch Bert spürte nur ein winziges Bedauern. Berlin im Herbst, das war ohnehin das Beste! Wenn die morgendlichen Nebel sich sachte über die Dächer der Mietskasernen von Schöneberg hinweghoben, die Sonne so klar wie sonst nie aus einem hellblauen Himmel schien, um die Farbenpracht unten in den Straßen zu entzünden, und die Luft so frisch schmeckte wie Quellwasser, dann fühlte er sich lebendiger als in den stickigen Wochen zuvor, wenn die Mauern der Stadt niemals abzukühlen schienen.

Zwei junge Frauen kamen heran. Sie hatten sich untergehakt, einander ähnlich wie ein Ei dem anderen in ihren plissierten Faltenröcken, den adretten Blusen und den runden Hauben auf dem Kopf. Letztere bildeten einen starken Kontrast zu ihren scharf geschnittenen geometrischen Kurzhaarfrisuren, wie sie jetzt der Dernier Cri in den Berliner Straßen waren. Ein Hut in Lindgrün, der andere in Dunkelblau. Sekretärinnen auf dem Weg ins Büro, dachte Bert und bewunderte ihre schmalen Tailen und die Selbstsicherheit ihrer Schritte. Sie begrüßten ihn mit dem höflichen Desinteresse, das junge Damen gegenüber alten Herren oft an den Tag legten, und Bert machte sich nichts

draus, sondern deutete einen Diener an und griff, schon bevor sie ihre Wünsche äußern konnten, zu einer Zeitschrift. Und richtig!

«Einmal die *Elegante Welt*, bitte», sagte die Dunkelblaue und spitzte die ohnehin zu einem ewigen Kussmund gemalten Lippen. Ihre Augen weiteten sich bei dem Titelbild begehrlich.

«Sieh mal, Vicky», sagte sie aufgeregt und deutete auf das glänzende Bild, «dieses Tenniskleid hab ich bei Wertheim gesehen!»

13

«Hast du ja oft genug erzählt», antwortete ihre Freundin und ließ lässig Rauch aus ihrem Mund entweichen, die Zigaretten spitze mit der *Lord-Zigarette – Nikotinarm: Der Liebling der Damen* – in der Hand wie die natürliche Verlängerung ihres Arms. «Würde dir hervorragend stehen.»

«Leider spiele ich ja nicht», sagte die Dunkelblaue mit einem Nicken zum Tennisschläger in der Hand des Modells und seufzte bekümmert.

Bert unterdrückte ein Schmunzeln. Diese Mädchen träumten von der großen weiten Welt wie alle jungen Dinger, während sie tagein, tagaus in den Büros hinter ihren klappernden Maschinen hockten, sich krumm machten, dem monotonen *Klick-Klack* der Tasten ausgesetzt, und Diktate für ihren *Boss* aufnahmen. Sie konnten noch so viele Hochglanz-Zeitschriften kaufen, auf denen mondäne Tennisgirls abgebildet waren – ihr Alltag blieb doch klein und grau. Vom Gehalt einer Sekretärin konnte so eine mehr schlecht als recht über die Runden kommen, denn weibliche Erwerbstätigkeit galt immer noch weniger als die der Männer. Bert betrachtete das Foto modell auf der Zeitschrift. Blonde, wilde Locken, ein gestählter Körper in blau-weißer Baumwolle, der wimpernbesetzte Blick in die Ferne gerichtet wie eine Heroine, während sie mit

dem Schläger den Ball anvisierte. Das Idealbild aller modernen jungen Frauen in Berlin, ja, wohl in der ganzen Welt.

Und für die meisten doch so fern der Realität, dachte Bert. Aber warum, fragte er sich, sinnierte er heute derart über das Schicksal fremder Frauen? In seinem Leben gab es nur eine Frau, die ihm wirklich etwas bedeutete. Aber mit Romantik hatte das nichts zu tun. Hulda Gold war wie eine Tochter für ihn, wie eine Enkelin vielleicht, und sie war alles, was er an Familie jemals haben würde, das stand fest. Sie wusste als Hebamme einiges zu erzählen über das Schicksal der Schöneberger Frauen. Die gingen in die Fabrik oder ins Kontor zur Arbeit, verließen im Dunkeln das Haus und kamen im Dunkeln zurück. Sie schleppten, wenn sie denn bei der kriegsbedingten Männerknappheit – allzu viele junge Männer waren vor Jahren auf den Schlachtfeldern in Frankreich, in Belgien und Russland zerfetzt worden – einen Ehemann fanden, Jahre ihres Lebens verweinte Gören durch die engen Kochstuben oder kleinen Bürgerwohnungen. Sie rackerten sich durch unendliche Wäscheberge, Putztag, verdienten sich an Nähmaschinen ein Zubrot oder drehten in Heimarbeit Zigaretten. Ein Tag war wie der andere, nur sonntags unterbrochen vom Kirchenkaffee oder einem Kinobesuch. Und selbst die wohlhabenden Frauen, die ein Mädchen hatten oder doch eine Zugehfrau, in deren Schränken mehr hing als ein Alltags- und ein Sonntagskleid, deren Wohnungen im Vorderhaus über eine Badewanne verfügten und eine Innentoilette – selbst sie spürten doch das Joch der Frauen! Sie bekamen meistens mehrere Kinder, gehorchten ihren Männern, keiften gegen die Dienstboten und hatten wenig Abwechslung, von aufwendigen Abendessen abgesehen, die sie für die Geschäftsfreunde ihrer Gatten ausrichteten und von denen sie, der schlanken Linie wegen, selbst kaum etwas

anrührten. Nein, von wenigen Freigeistern abgesehen, die es wagten, diese engen häuslichen Pfade zu verlassen und sich als Künstlerinnen oder Schauspielerinnen durchs Leben zu schlagen, war eine Frau, vielleicht von den Studierten abgesehen, in Berts Augen weiß Gott nicht zu beneiden. Ob mit Nerzstola oder Schultertuch.

«Macht eine Mark, bitte schön», sagte er zu dem Mädchen mit dem dunkelblauen Hut. Sie zahlte, lächelte flüchtig und ließ die *Elegante Welt* in ihre Aktentasche plumpsen, die sie, wie Bert hätte wetten können, davon abgesehen leer mit sich herumtrug, um sich den Anschein von Wichtigkeit zu geben. Sie hakte ihre Freundin wieder unter, und beide entschwanden, über die neueste Schnittmode für Röcke schwatzend, in Richtung Nollendorfplatz, wo die Hochbahn fuhr. Er stellte sie sich vor, wie sie mit ihren schlanken Beinen, auf die sie mangels Geldmittel die Strumpfhosen nur aufgemalt hatten, in einen der Wagen sprangen und sich in der ratternden Röhre, die auf den über die Stadt gespannten Viadukten dahinschoss, zu ihrem Arbeitsplatz tragen ließen. Jeden Tag aufs Neue.

«Morgen, Bert», sagte eine Stimme, und er blickte auf und sah direkt in die hellen Augen von Hulda, darüber ein paar wilde dunkle Ponyfransen und der rote Filzhut, der an den Rändern schon ein wenig schäbig war. Wenn Fräulein Hulda ihre taubenblaue Seidenkappe gegen das olle Ding eintauschte, konnte man wirklich mit Sicherheit davon ausgehen, dass der Sommer vorbei war.

Eben noch hatte er an sie gedacht!

«Guten Morgen.» Er trat aus seinem Kiosk auf sie zu und dienerte, tiefer diesmal als bei den beiden jungen Gänsen zuvor, denn Fräulein Hulda verdiente eigentlich ein morgendliches *Lever* wie eine Fürstin, fand er. Allerdings ließ ihr Aufzug

für eine solche heute etwas zu wünschen übrig. Hulda hielt einen angebissenen Schusterjungen in der Hand und kaute. Die Krümel, die sich um ihre Mundwinkel angesammelt hatten, ließen sie rührend jung wirken, dabei war sie, wie er wusste, um die dreißig. «Sind Sie aus dem Bett gefallen?» Er musterte den schief geknöpften Mantel und den zerknitterten Blusenkragen, der darunter hervorlugte.

«So schlimm?», fragte sie und errötete leicht, während sie ihre lederne Tasche abstellte. Nervös nestelte sie am Kragen und strich sich den Mantel glatt. «Ich habe verschlafen», sagte sie, «jedenfalls dachte ich das!»

«Immer noch keine Uhr?»

Sie schüttelte den Kopf und bändigte eine vorwitzige dunkle Locke ihres kurzgeschnittenen Haars hinters Ohr. «Ich hab die Turmuhr schlagen hören und muss mich, schlaftrunken, wie ich war, verzählt haben», murmelte sie, «bin mit Herzrasen aus dem Haus gesaust und sah dann, dass es eine Stunde früher ist, als ich dachte.» Hilflos grinste sie und hob die halb aufgegessene Stulle hoch. «Na, wenigstens hab ich so noch ein Brötchen ergattert beim Bäcker, die guten sind vor Tau und Tag ausverkauft.»

«Und ich komme in den Genuss eines Schwätzchens», sagte Bert zufrieden und hoffte auf Zustimmung, die sogleich gnädig nickend erfolgte.

«Was habe ich bisher verpasst?»

Bert überlegte. «Frau Grünmeiers offen zur Schau getragene Verachtung meiner geringen Wenigkeit», sagte er und versuchte, so fröhlich zu klingen wie möglich, aber natürlich durchschaute Hulda ihn.

«Beachten Sie die alte Vettel nicht weiter», riet sie ihm, und das Mitleid in ihren grauen Augen tat ihm mehr weh als Frau

Grünmeiers Geringschätzung. «Die findet doch in jeder Suppe ein Haar.» Sie blitzte zum Blumenstand hinüber, als wolle sie dessen Besitzerin ihren ganzen Zorn spüren lassen.

«Was noch?», fragte sie dann neugierig.

Bert war erleichtert über die Chance auf einen Themenwechsel. «Die Modewelt, also die *Couturiers* in Paris, haben entschieden, dass die Röcke in diesem Herbst exakt zehn Zentimeter unter der Kniescheibe enden müssen. Wer etwa wagt, dort zwölf Zentimeter zu tragen, gehört offenbar zum alten Eisen und ist hoffnungslos altmodisch», sagte er, die Worte wiederholend, die er Vicky im Weggehen abgelauscht hatte. Hulda hob die Brauen.

17

«Ich wusste gar nicht, dass Sie sich mit Damenmode beschäftigen, Bert», sagte Hulda spöttisch, «obwohl ...» Sie wollte weitersprechen, bremste sich aber im letzten Moment und biss sich, ihrer schmerzerfüllten Miene nach zu urteilen, wohl gerade noch rechtzeitig auf die Zunge. In die helle Haut ihrer Wangen ergoss sich dunkelrote Farbe. «Verzeihung», murmelte sie, doch Bert winkte rasch ab.

«Schwamm drüber», sagte er, «der Witz geht auf mich! Allerdings gehöre ich trotz allem, was Sie von mir wissen, nicht zu diesen Herren, deren Spielart der Natur ihnen eingibt, Damenkleider tragen zu wollen. Da bin ich dann doch eher traditionell.»

Kurz herrschte unbehagliches Schweigen, dann biss Hulda betont unbekümmert in ihren Schusterjungen, und der Bann war gebrochen. Bert räusperte sich.

«Mehr Neuigkeiten kann ich nicht bieten.»

«Vorerst», sagte Hulda, «der Tag ist noch jung.»

«Wohin sind Sie denn unterwegs?»

«In die Klinik», sagte sie und stopfte sich den letzten Bissen

wenig elegant in den Mund, klopfte sich die Krümel von der Brust und stöhnte. «Seit meiner Beförderung», hier pfiff Bert leise durch die Zähne, und sie winkte grimmig ab, «ist das Pensum noch gestiegen. Himmel, was hat mich nur geritten? Leitende Hebamme in einer solch großen Klinik? Freizeit ist ab jetzt ein Fremdwort für mich.»

18     «Und Sie lieben es», sagte Bert und schmunzelte. «Habe ich recht?»

Sie lachte. Das geschah selten und ließ ihr ganzes Gesicht derart strahlen, dass Bert einmal schlucken musste. Wenn sie nur wüsste, welche Verwandlung dann mit ihren Zügen vor sich ging, dachte er heimlich, sie würde tagein, tagaus nur noch lächeln. Doch schon wehte das Lachen fort, und ihr Gesicht nahm wieder die gewohnte Strenge an. «Ja», gab Hulda zu, «ich gewöhne mich an die Geschwindigkeit, sie ist reizvoll. Dieses Herumwirbeln, ohne nachzudenken, das liegt mir wohl.» Kurz stockte sie. «Und dass man auf mich hört und ich diese Küken, die Hebamenschülerinnen, hin und her scheuchen darf, das ist auch nicht schlecht», gab sie dann zu und zeigte noch einmal ihr seltenes Lächeln, spitzbübisch diesmal und ein wenig spöttisch, fand Bert. Es stand ihr wirklich hervorragend. Überhaupt, dachte er plötzlich, hatte sie so wenig gemeinsam mit den Frauen, über die er zuvor nachgegrübelt hatte, sie war weder eine von den geplagten Kreaturen der Mietskasernen noch eine verwöhlte, gelangweilte Hausfrau. Aber auch nicht exzentrisch wie die Damen der Kunstwelt und Theaterbühnen. Nein, sie war ganz und gar außergewöhnlich, seine Hulda, dachte er und spürte eine diebische Freude bei dem kleinen besitzanzeigenden Wörtchen, das er sich, wenn auch nur im stummen Zwiegespräch mit sich selbst, herausnahm. Man musste stolz auf sie sein. War sie es auch? Wusste sie, wie

besonders sie war, ein schöner Schwan unter vielen plustrigen Hennen und aufgetakelten Paradiesvögeln? Denn da war auch dieses Dunkle, Abgründige an ihr, das vielleicht nur er sehen konnte, doch es war da! Es lauerte hinter ihrem hellen Blick und ließ sein Herz sich sorgenvoll zusammenziehen, wann immer er überlegte, ob Hulda eigentlich glücklich war.

«Wie geht es Ihrem lieben Herrn Wenckow?», fragte er und war selbst überrascht davon, wie selbstverständlich ihn seine Gedanken zu dieser Frage geführt hatten. Auch Hulda, schien es, zuckte ein wenig zusammen.

«Gut geht es Johann», sagte sie. «Wieso denn auch nicht?»

«Nun, zum Beispiel, weil er Sie heute schon wieder mit der Arbeit in der Klinik teilen muss.»

«Pah», Hulda machte eine wegwerfende Geste, «das ist er ja nun gewöhnt. Und ich, wenn ich das sagen darf, verzichte auch an vielen Tagen und noch öfter Abenden auf ihn, wenn er wieder an seiner Dissertation herumschreibt. Oder noch einen Nachtdienst zusätzlich angenommen hat, um mehr praktische Erfahrung als Arzt in der Neuköllner Klinik zu sammeln.»

«Und seine arme Verlobte sitzt allein zu Hause?»

Da blickte sie auf, diesmal wirklich erschrocken. «Verlobte?», echote sie, als sei ihr das Wort gänzlich unbekannt. «Immer langsam, so weit sind wir noch nicht.»

«Und der da?», fragte Bert und deutete auf einen funkeln den Amethyst an ihrem Ringfinger, der dort neuerdings aufgetaucht war, «der ist dann wohl nur Zier?»

Hulda kräuselte die Lippen, als habe er sie ertappt. «Er gehört seiner Mutter», sagte sie leise, «und wie soll ich ihr denn erklären, dass ich nicht gern Schmuck trage? Schon gar nicht ihren?»

«Also keine Botschaft? Kein Versprechen?», fragte Bert und

kniff die Augen zusammen. Er strich sich über den üppigen Moustache, den er heute im Morgengrauen wie stets mit einer ordentlichen Portion Bartwichse in Form gebürstet hatte.

Sie schüttelte leicht den Kopf. «Wir werden sehen», sagte sie. «Aber Johann und ich sind, abgesehen davon, dass wir kaum Zeit füreinander finden und dass ich nichts übrighabe für Klunker, ein Herz und eine Seele.» Sie sah ihn herausfordernd an, als erwarte sie Widerspruch. «Sind Sie nun zufrieden?»

«Mehr oder weniger», sagte Bert. Verstohlen beobachtete er sie. Es musste merkwürdig sein, dachte er, für eine Schönberger Pflanze wie sie, auf einmal an so vielen Orten der Stadt ein und aus zu gehen, sie war ja öfter unterwegs als an einem Fleck. Eine Wandlerin zwischen den Welten, mal in der Klinik in der Artilleriestraße, dann im zweifellos großspurigen Landhaus der Familie Wenckow in Frohnau, wie er wusste, schließlich wieder hier, auf dem alten, abgestoßenen Pflaster des Marktplatzes.

Beinahe mürrisch sagte er: «Hauptsache, Sie wissen noch, wohin Sie gehören, mein Fräulein. Man sieht Sie beide ja leider selten hier bei uns im Karree – zusammen, meine ich.»

«Sie wissen genauso gut wie ich, dass Frau Wunderlich keinen Herrenbesuch in ihrer Pension erlaubt», war die patzige Antwort, «sollen wir Ihrer Ansicht nach also extra mit der Bahn hierher nach Schöneberg fahren, dort drüber auf der Bank sitzen wie zwei vergessene Regenschirme, und dann ohne Obdach wieder weiterziehen? Es ist doch nur verständlich, dass wir uns lieber in der Stadt treffen.»

Das sagte sie, dabei war Schöneberg ebenfalls *die Stadt*, war vor fünf Jahren nach Groß-Berlin eingemeindet worden. *In der Stadt* – nun, in Berts Ohren klang es seltsamerweise wie

*in der Fremde*. Die Sorge, sie irgendwann gänzlich dorthin zu verlieren, plagte ihn.

Doch er musste ihr trotzdem zustimmen. «Zumal –», sagte er, und diesmal war er es, der sich selbst mitten im Satz unterbrach.

«Ja?»

Stumm nickte er in Richtung Eckcafé. Felix Winter, der Juniorchef des Traditionskaffeehauses am Winterfeldtplatz, füllte gerade die Zuckerschalen auf, die auf den kleinen Bistroschinen auf dem Bürgersteig standen. Seine stämmige Figur wurde durch den stramm sitzenden Anzug noch betont, nicht sehr vorteilhaft, wie Bert dachte, dabei war Felix einst ein ansehnlicher junger Mann gewesen. Doch das Älterwerden ging nicht allzu freundlich mit ihm um. Es schien ihn unbeweglicher zu machen, steif und massig. Vor allem sah man ihm an, dass er versuchte, seine Sorgen und Nöte zu oft mit Süßigkeiten zu lindern. Auf einmal war er seiner matronenhaften Mutter nicht mehr unähnlich.

Auch Hulda blickte hinüber und runzelte die Brauen. Sie schnaubte.

«Richtig», sagte sie, «das *Café Winter* wäre für mich auch nicht unbedingt die beste Adresse für ein Stelldichein mit Johann. Zu viele Augen.»

«Immerhin hat sich Herr Winter diesen waidwunden Blick abgewöhnt, mit dem er Sie jahrelang angestarrt hat», sagte Bert und unterdrückte ein Grinsen, «vielleicht wären Sie und Ihr *aktueller* Verlobter ja inzwischen sogar wieder in seinen heiligen Hallen willkommen. Vor allem jetzt, da er anderes im Kopf haben dürfte als verflossene Träume.» Er beachtete Huldas neuerliche Protestmiene angesichts des Wortes *Verlobter* nicht, das sie sich so strikt verbat, und nickte wieder mit dem

Kopf zum Café, wo nun eine elegant gekleidete Blondine aus der Tür trat, zu Felix ging und etwas zu ihm sagte, das man hier an Berts Kiosk nicht verstehen konnte. Dabei strich sie sich mit beiden Händen über den schwangeren Bauch, der sich unter ihrem hellblauen Seidenkleid beachtlich wölbte – der Stoff viel zu kühl für diese Jahreszeit, aber sicher mit exakt zehn Zentimetern unterhalb der Knie. Eine Frau wie Helene Winter war alles, aber ganz bestimmt nicht altmodisch. Sie hätte das Modell auf jeder einzelnen Seite der *Eleganten Welt* abgeben können, so exquisit wählte sie, auch in ihrem jetzigen Zustand, täglich ihre Kleider, so weich schmiegte sich die Frisur um ihren schönen Kopf, so perfekt, nahezu unsichtbar und dennoch wirkungsvoll, war das dezente Make-up aufgetragen. Sicherlich, dachte Bert, war sie regelmäßige Kundin im neu eröffneten Coiffeursalon *Ferdinand* am Platz, bei dem nun auch die Damenwelt, hinter einem züchtigen Paravent vor den barbierten Herren verborgen, frisiert wurde.

«Ja, Felix baut sich sein Nest», sagte Hulda, und Bert musste anerkennen, dass in ihrer Stimme keine Spur von Bitterkeit schwang. «Ich freue mich für ihn. Selbst wenn das bedeutet, dass er sein Lebtag mit dieser blonden Schreckschraube verbringen muss, was mir von Herzen leidtut.»

«Sie sind sehr großherzig», sagte Bert mit liebevollem Spott und dachte, dass es ein gutes Zeichen war, wenn Hulda so abgeklärt, ja sorglos über ihren früheren Freund Felix Winter sprach. Hieß das am Ende doch, dass sie nichts bereute, dass sie heute zufrieden war mit dem Mann, an dessen Seite sie wohl hoffentlich bald leben würde, auch wenn sie jetzt noch so tat, als sei sie schwer zu haben. Der Druck auf seinem Herzen nahm ein wenig ab, und er atmete die kühle Herbstluft ein, worin nun der Duft von frisch gebrühtem Kaffee – endlich wieder

echter Bohnenkaffee nach Jahren des Zichorienjammers – mit dem nach Erde und Blüten konkurrierte. Hulda war auf dem richtigen Weg, zwar fort von ihm, Bert – aber das war der Lauf der Zeit. Er war eine alte Henne und musste sein Küken ziehen lassen. Solange es ihr nur gut ging! Was wollte er mehr?

Hulda hatte inzwischen nach einer Zeitung gegriffen, der *Vossischen*, wie er sah, und überflog die Schlagzeilen. Bert blickte ihr über die Schulter, obwohl er jedes Wort der Titelseiten kannte, denn waren die Zeitungen nicht allezeit seine besten Gefährten? 23

Hulda deutete befremdet auf die schwarzen Buchstaben. *Tödlicher Schuss auf Reichsbannermann*, stand da.

«Schon wieder ein Übergriff?»

Bert nickte mit gerunzelter Braue. «Die Völkischen werden immer dreister», sagte er, «sie glauben allmählich, der Potsdamer Platz, die Innsbrucker Straße, alles hier gehöre ihnen und ihren widerlichen schwarzen Kreuzen, die sie auf dem Revers spazierenführen. Aber wenn die Schutzpolizei sie gewähren lässt, während sie Republikaner anpöbeln, wen wundert es da auch?»

«Am Ende sind diese Polizisten, die auf dem rechten Auge blind sind, vielleicht ganz froh, wenn jemand für sie die Drecksarbeit macht», sagte Hulda, und Bert sah sie erstaunt an. Sie senkte die Lider. «Ich lese auch manchmal Zeitung, wissen Sie?», erwiderte sie trotzig, und er unterdrückte ihr zuliebe ein Lachen, weil sie allzu sehr wie eine Schulgöre aussah, die von einem Primaner für voll genommen werden wollte.

«Dann wissen Sie ja, wie es zugeht», sagte er stattdessen, «die Anhänger der NSDAP rotten sich auf den Plätzen Berlins zusammen, rempeln jeden an, der nach Demokrat aussieht, und spielen Volksarmee. Hitler hat man aus dem Kittchen

entlassen, und er baut vom Süden aus in aller Seelenruhe seine Sturmabteilung auf. Unsere arme friedliebende Demokratie ist dagegen machtlos.»

«Wie meinen Sie das?»

«Es war schon immer die größte Schwäche der Demokratie, dass sie auch die Meinung derer toleriert, die an ihren Fundamenten sägen. Wir lassen die völkischen Termiten fressen und fressen. Und wenn dann das Gebäude der Republik schließlich einkracht, weinen alle und sagen: Ach, hätten wir doch rechtzeitig den Kammerjäger gerufen.»

Hulda starnte ihn an. «Ein merkwürdiges Bild», sagte sie nachdenklich, «sonst hört man immer nur die Völkischen gegen die jüdischen *Parasiten* hetzen.»

Bert erschrak. Wirklich, er hatte sich derselben Worte bedient wie die Rechten. Rasch schüttelte er den Kopf.

«Stimmt, solche Begriffe sollte ich nicht in den Mund nehmen. Aber es bleibt eine Tatsache, dass jemand härter gegen die völkischen Sperenzchen durchgreifen sollte, ehe sie uns alle mit ihrer SA überrennen.» Er deutete auf die Zeitung, die immer noch im sachten Wind in Huldas Hand flatterte. «Oder wie viele Leute sollen noch erschossen werden von diesen Mördern?»

Wie auf Kommando dröhnten laute Rufe vom *Café Winter* über den Platz, und Hulda und Bert drehten die Köpfe. An einem der Tische hatte sich eine Vierergruppe niedergelassen, junge Männer mit kurzrasierten Nacken, in braunen Hemden und mit dem mittlerweile jedem Deutschen vertrauten Symbol auf der Brust – einem schwarzen Hakenkreuz. Die Männer riefen nach Kaffee, nach Frühstück und Schnaps – es war erst acht Uhr morgens –, und die Bedienung in weißer Schürze lächelte und scherzte mit ihnen und beeilte sich dann, ihren

Wünschen nachzukommen. Helene war inzwischen wieder im Café verschwunden, doch Felix stand noch immer draußen und malte mit weißer Kreide sorgfältig die Tagesgerichte auf eine Tafel. Bei den lauten Stimmen der jungen Männer hatte auch er sich umgewandt, sodass sich jetzt sein Blick mit dem von Bert auf halbem Weg über dem Winterfeldtplatz traf. Bert starrte, ohne zu blinzeln, hinüber, bis Felix, eine Hand zum halbherzigen Gruß erhoben, diese wieder sinken ließ und den Kopf rasch über die Tafel beugte. Er wirkte beschämmt, fand Bert, und das Gefühl gönnte er ihm von Herzen.

«Wer sich mit Hyänenbettet ...», murmelte er und verschluckte den Rest der Redewendung.

Hulda sah ihn nur stumm an und legte die Zeitung wieder an ihren Platz. Normalerweise ermahnte er sie, seinen Kiosk nicht als Leihbücherei zu betrachten, doch heute ließ er es ihr durchgehen.

«Ich sollte aufbrechen», sagte Hulda und griff nach ihrer Hebammentasche. «In einer Stunde muss ich nun wirklich meinen Dienst antreten.»

«Ich wünsche einen erfüllten Arbeitstag», sagte Bert und meinte es so. Er stellte sich vor, wie Hulda in ihrer Hebammenuniform durch die Gänge der Klinik eilte, flink, wie es ihre Art war, und den Frauen bei der Geburt ihrer Kinder beistand. Wäre er eine Frau, dachte er plötzlich und wunderte sich selbst über diesen seltsamen Einfall, so würde er sich auch Hulda Gold an seinem Kreißbett wünschen. Doch Gott sei Dank war er keine!

Er griff nach ihrer Hand und küsst sie galant, sie ließ es mit einem halb spöttischen, halb verlegenen Lächeln geschehen. «Was lesen Sie da überhaupt?», fragte sie dann und deutete auf das Buch, das er auf der Theke seines Pavillons hatte

liegenlassen. Der gelbe Einband leuchtete mit dem fallenden Laub um die Wette.

«Den neuesten Roman eines gewissen Lion Feuchtwanger», sagte er und bemerkte, dass ihr der Name des Schriftstellers nichts sagte. Nun, neben Tucholsky war er ihm seit kurzem der liebste, doch die Geister schieden sich an Feuchtwanger – manche bezeichneten seinen Roman sogar als *Schund*, als *historischen Schinken*. Aber Bert fand, dass niemand gewaltigere Bilder mit Worten erschaffen konnte. Und die Geschichte vergangener Zeiten hatte nur allzu viel zu bieten, woraus heutige Leser etwas lernen konnten. Manchmal schien es Bert, dass er bei seiner Lektüre längst vergangener Intrigen und Geschichten wie in einen Spiegel der Gegenwart sah – dunkel, verhangen das Bild zwar, doch unleugbar vertraut.

«*Jud Süß*», las Hulda und runzelte die Stirn. «Ist das nicht ein altes Märchen?»

«Alt? Nein, alt ist nichts daran.»

«Worum geht es?»

«Um den Juden Josef Süß Oppenheimer und um seine Rache an einem Fürsten, der ihm die Tochter geraubt hat. Um Macht, Feindschaft, Liebe. Um Judenhass und falsche Cäsareträume.» Er überlegte. «Und um abwesende Mütter und schwierige Väter. Kurz, um uns alle.»

Hulda nickte leicht erstaunt, doch er sah, dass sie verstand.

«Geben Sie es mir, wenn Sie es ausgelesen haben?», fragte sie. «Schließlich muss ich Ihnen irgendwann beweisen, dass ich keine Kunstbanausin bin und Sie nicht der Einzige sind, der ab und an über unsere verrückte Welt philosophiert.»

Bevor er antworten konnte, rauschte sie schon mit hochmütiger Miene über den Platz davon, und er sah nur noch ihren geraden Rücken, den schmalen Nacken mit der roten Haube.

Zum hundertsten Mal fragte er sich, wie es wohl wäre, eine Tochter zu haben – und ob er in dem Fall ähnliche Sorgen um sie hätte wie um dieses widerspenstige Fräulein Gold.

## 2.

*Samstag, 19. September 1925*

28

Die Frau stöhnte, atmete, stöhnte und klammerte sich mit beiden Händen an Huldas Arm fest wie eine Ertrinkende an einem rettenden Stück Holz, das zufällig auf dem Wasser trieb. Zwischen den Wehen stieß sie Satzfetzen aus, die Hulda nur teilweise verstand: *Will nicht mehr! Kann das nicht! Aufhören!*, so klagte und knurrte sie, doch wenn die Wehe kam, hielt sie inne, stöhnte, atmete, presste und hechelte, und Hulda wusste, dass alles seinen Gang ging. Waren die gebärenden Frauen erst einmal an diesem Punkt angelangt, so gab es kein Zurück mehr. Auf den Höhepunkt des Schmerzes folgte, wenn alles gut verlief, stets bald die Geburt und – vorerst – das Ende des Leidens. Und so streichelte Hulda der halb auf dem Gebärbett sitzenden Frau nur mit fester Hand den schmerzenden Rücken, feuerte sie an und versicherte ihr, dass es bald vorbei wäre.

«Sie machen das hervorragend, Frau Rothenburg», sagte sie und lächelte die Kreißende aufmunternd an, «noch wenige kräftige Schübe, und das Kind ist da.» Vorsichtig tastete sie nach dem Köpfchen und spürte schon, wie es sich seinen Weg nach draußen bahnen wollte.

Neben ihr standen zwei Hebammenschülerinnen. Sie hatten gerade erst mit der Ausbildung begonnen, und der einen, hellblond und hochgewachsen, stand vor andächtigem Staunen

der Mund offen. Die andere wiederum, eine schmächtige Brünette, schien eine Scheu vor der stöhnenden Frau auf der Liege zu haben. Sie hielt sich so weit wie möglich fern von ihr und beobachtete Hulda vorsichtig, als wisse sie nicht, was sie erwarten sollte – eine Explosion, ein Blutbad, das Ende der Welt?

«Holen Sie ein Handtuch», befahl Hulda ihr daher, denn sie wollte sie aus ihrer ängstlichen Starre befreien, und tatsächlich schien das Mädchen dankbar für den Vorwand, die Gebärende kurz verlassen zu dürfen, erleichtert sprang es geradezu fort. Ihre blonde Mitschülerin dagegen klappte endlich den Mund zu und trat näher heran. Wenigstens eine mit ein wenig Mumm, dachte Hulda grimmig und gewährte dem Mädchen den direkten Blick auf das Geschehen.

Dass dies so ohne weiteres möglich war, bedeutete eine ungeheure Neuerung in der Frauenklinik in der Artilleriestraße. Normalerweise standen bei einer Geburt an die zwanzig Menschen mit im Kreißsaal, und anstelle der Hebamme leitete ein Arzt das Ganze, und viele weitere männliche Ärzte umringten das Bett der Gebärenden. Hulda wusste, dass dies nötig war, schließlich war die Klinik auch eine Ausbildungsstätte, ein Lehrkrankenhaus, in dem Assistenten die Geburtshilfe erlernten. Und doch hatte sie seit ihrem Arbeitsbeginn hier im Sommer im letzten Jahr ihr Unbehagen deswegen nicht verbergen können. Dann hatte man sie überraschend befördert und als Nachfolgerin der pensionierten Irene Klopfer zur leitenden Hebamme erhoben – auch weil sie sich um die Klinik und ihren Ruf verdient gemacht hatte, als sie diskret dafür gesorgt hatte, dass eine Reihe mysteriöser Todesfälle beendet wurde. Und als der freundliche Direktor Bumm, den Hulda sehr geschätzt hatte, an Neujahr dieses Jahres plötzlich

verstorben war – ein Gallenleiden –, und Professor Warnekros nur für den Übergang die Direktion übernahm, witterte Hulda eine Chance, die Abläufe in der Klinik ein klein wenig zu verändern. Warnekros schien keine großen Ambitionen zu haben, der Klinik seinen Stempel aufzudrücken, und überließ Hulda mehr und mehr Entscheidungen im Kreißsaal. Ein Gefühl von Stolz stieg in ihr hoch, wurde jedoch sogleich übertönt von dem immer lauter werdenden Tönen und Ächzen von Frau Rothenburg, die hochrot im Gesicht war und sie aus glasigen Augen anblickte. «Nicht mehr lange», tröstete Hulda, «gleich geschafft!»

Als hätte die Hebammenschülerin zu ihrer Seite zuvor Huldas Gedanken gelesen, fragte sie aus ihrer beachtlichen Höhe herunter:

«Wie haben Sie das nur geschafft, Fräulein Gold? Wo sind die ganzen Ärzte?»

Hulda lächelte. «Ich konnte den Direktor überzeugen, dass es unter Umständen – nur in Ausnahmefällen, versteht sich – vorteilhaft für den Geburtsverlauf sein kann, wenn eine Hebamme die Entbindung leitet und es keine Zuschauer gibt.»

Eifrig nickte das Mädchen. «Ich habe davon gelesen», sagte sie, «es gibt Studien, nicht wahr? Dass es für die Frauen leichter ist, wenn ihr psychischer Zustand entspannt ist? Einige Mediziner empfehlen auch Hypnose unter der Geburt oder autogenes Training.»

«Damit kenne ich mich leider nicht sehr gut aus», sagte Hulda und nahm der anderen Schülerin, die wieder zu ihnen getreten war, etwas weniger blass um die Nase als zuvor, das Handtuch ab. Sie trat einen Schritt vom Bett fort, um Frau Rothenburg ein wenig Raum zu geben, und senkte die Stimme, während sie weiter zu den Mädchen sprach. «Aber ich finde das

ungeheuer interessant. Was, wenn man den Frauen unter der Geburt viel mehr Initiative zugestünde, wenn man ihnen Mittel wie Entspannungsübungen und Atemtechnik an die Hand gäbe, mit denen sie ihre Schmerzen, ihre Ängste bekämpfen könnten? Was, wenn der Geburtsort und das Personal selbstgewählt sein könnten? Ich bin fast sicher, dass es einen großen Unterschied machen würde.»

31

«Eine sanftere Geburt», sagte die blonde Schülerin, und Hulda sah sie überrascht an. «Der Ausdruck passt sehr gut», sagte sie. «Sanft, selbstbestimmt, friedlich – all das wünsche ich mir für die Frauen. Aber das ist nicht leicht durchzusetzen, wenn zwei Handvoll Männer in weißen Kitteln umherstehen und ihnen zwischen die Beine starren.»

Die schüchterne Brünette, die das Handtuch gebracht hatte, kicherte. In einem Moment des fröhlichen Einverständnisses grinsten sich die drei Frauen an. Dann stieß Frau Rothenburg auf ihrer Liege einen lang gezogenen Schrei aus, der in Huldas geübten Ohren vertraut klang, und sie sprang ihr wieder zur Seite. Mit einer kurzen Bewegung tastete sie erneut unter dem Nachthemd der Gebärenden, schlug es dann hoch und nickte zufrieden.

«Ihr Kind kommt», sagte sie. «Sie dürfen jetzt bei jeder Wehe kräftig mitschieben, aber immer nur, wenn ich es sage.»

Sie wandte sich an die beiden Mädchen, die ihr über die Schulter sahen. Die eine, Wissbegierige, biss sich vor Konzentration auf die Lippen, und auch die Brünette schien ihre Scheu durch das vertrauliche Gespräch verloren zu haben und sah neugierig zu. «Schauen Sie genau hin», sagte Hulda. «Ich stütze jetzt den Damm, so», sie zeigte es ihnen, während das weiche Köpfchen des Kindes bereits deutlich zu sehen war, «ich unterstütze das Gewebe mit einer Kompresse und verhindere

so hoffentlich eine schwere Geburtsverletzung.» Frau Rothenburg arbeitete mit allen Kräften mit, und in der nächsten Wehe wurde der Kopf geboren.

«Wunderbar», lobte Hulda die Gebärende, selbst ein wenig atemlos, und hielt den Kopf des Kindes in beiden Händen und tastete nach der Nabelschnur, um zu verhindern, dass sie in diesem kritischen Moment eingeklemmt werden konnte.

32 Stumm warteten sie auf die nächste Wehe. Es war ganz still im Kreißsaal, das Licht nur schummrig, denn Hulda hatte nicht alle gleißenden OP-Lampen angeschaltet. Wie in einer warmen Höhle war es. Man hörte nichts als das Atmen der vier Frauen. Ein Schauder lief Hulda über den Rücken. Nach all den Jahren, all den Kindern, denen sie dabei zugesehen hatte, wie sie zur Welt kamen, hatte dieser Moment immer noch etwas Anrührendes, ja beinahe Heiliges, auch wenn Hulda keinesfalls religiös war. Es war einfach ein Wunder, wie ein ganz und gar fertiger kleiner Mensch aus dem Leib eines anderen Menschen geboren wurde. Huldas Herz zog sich zusammen, als sie sich fragte, wohin der Weg dieses winzigen Wesens ab jetzt führen würde, sobald es sich endgültig aus seiner Mutter herausgeschoben hätte und abgenabelt würde. Noch hing das Kind zwischen den Welten, halb geboren, halb im schützenden Uterus geborgen. Doch da rollte die nächste Wehe durch Frau Rothenburgs Körper, und mit einem Schwall Fruchtwasser glitten die schmalen Glieder des Babys heraus, und Hulda fing das Kind im Handtuch auf und wickelte es rasch fest ein.

«Sie haben eine Tochter», sagte sie zur keuchenden Frau und schob ihr das kleine Bündel, das nicht schrie, sondern nur leise wimmerte, in die Arme. Frau Rothenburg schluchzte auf und umschloss ihr Kind vorsichtig, aber fest. Hulda bemerkte, dass den beiden Schülerinnen, die stumm vor Staunen am Bett

standen, Tränen in die Augen getreten waren. Sie konnte es gut verstehen, besonders die ersten Geburten, die man so hautnah miterlebte, gingen unter die Haut.

Geschäftigkeit war daher das Mittel der Wahl, um sich die Rührung nicht anmerken zu lassen. Hulda klemmte die Nabelschnur ab und wartete auf die Plazenta, dieses riesige Organ, einem flachen Kuchen gleich, das das Kind über Monate ernährt und nun ausgedient hatte. Sie wurde beinahe schmerzfrei ausgetrieben, Frau Rothenburg, die damit beschäftigt war, das seidige Haar ihrer Tochter zu liebkosen, verzog nur einmal überrascht das Gesicht, und dann war es geschafft. Nachdem Hulda die Nabelschnur durchtrennt und den Mutterkuchen in eine Schale gelegt und untersucht hatte, schob sie Frau Rothenburg dicke Vorlagen aus Vlies unter, die ihre blonde Schülerin ihr anreichte, um den Blutstrom aufzufangen. Dann half sie dem Baby, die Brust seiner Mutter zu finden, denn diese Verbindung konnte man nicht früh genug unterstützen, fand sie.

33

«Ich gratuliere Ihnen herzlich», sagte sie, und Frau Rothenburg strahlte unter Tränen.

«Mein Mann», sagte sie heiser, «er wartet sicher auf gute Nachricht.»

«Ich rufe ihn gleich vom Pförtner aus an», sagte Hulda. «Sie haben doch einen Fernsprecher im Haus?»

«Schon seit letztem Jahr», sagte Frau Rothenburg stolz, als sei dies eine Auszeichnung. «Manfred hat ihn selbst installiert, er ist so geschickt. Und nun hockt er sicher daneben und fiebert, dass er endlich klingelt. Es würde ihn so beruhigen, wenn jemand aus der Klinik anriefe.»

«Ich versorge Sie noch rasch und untersuche kurz Ihr Kind», sagte Hulda, «und dann gehe ich gleich nach vorne zur Pforte.»

Befriedigt sah sie, dass tatsächlich nichts gerissen war und es keiner Naht bedurfte. Die Geburt war nahezu perfekt verlaufen, und wieder konnte sie das kleine Gefühl von Stolz nicht verleugnen, das in ihr aufstieg. Offenbar hatte sie recht mit ihrer Theorie, vielleicht konnte man doch etwas verändern. Wenn auch, dachte sie dann nüchtern, in seltenen Fällen und nur, wenn ein Interimsdirektor wie Warnekros ein wenig lasch war und ohne großen Ehrgeiz im Bereich der Geburtshilfe, sodass man ihm einen Gefallen abschwatzen konnte. Die nächste Geburt würde wieder im grellen Deckenlicht unter vielen Zeugen stattfinden, und Huldas Aufgabe beschränkte sich dann nur auf das Rasieren und den Einlauf, auf das Umkleiden der Frau und Händchenhalten.

Ihr fiel etwas ein. «Holen Sie bitte einen Doktor», sagte sie zu der schüchternen Hebammenschülerin. «Die Geburt muss durch einen studierten Arzt begutachtet und bestätigt werden.» Das Mädchen lief eilfertig davon, und gemeinsam mit der verbliebenen Blonden untersuchte Hulda das Baby, das längst hingebungsvoll saugte, ohne es von seiner Mutter herunterzunehmen. Sie tastete nach den Fontanellen im Schädel, besah sich die Gliedmaßen und Hautfarbe und war rundum zufrieden.

«Ein ganz gesundes Mädchen», sagte sie zu Frau Rothenburg. «Wir lassen die Kleine noch ein wenig trinken, und dann kommt eine Kinderschwester und kleidet sie an. Eine Pflegerin wird sich dann um Ihr Wohlergehen kümmern, Frau Rothenburg, und Sie säubern, und dann beginnt Ihr neues Leben als Mutter.»

«Eine Mutter», flüsterte Frau Rothenburg, «ich weiß gar nicht, wie das geht. Ich hatte selbst keine Mutter, wissen Sie, ich wuchs bei Verwandten auf.»

«Sie machen das jetzt schon hervorragend, der Rest ist Übungssache», versuchte Hulda sie zu beruhigen, während sie selbst dem leisen Stich nachforschte, der durch ihr Inneres geschossen war bei den Worten der Frau. Dabei hatte sie, Hulda, ja eine Mutter gehabt! Aber der Satz *Ich hatte selbst keine Mutter* rief dennoch ein Echo in ihrem Kopf hervor. Elise Gold war zwar körperlich anwesend gewesen, sie hatte Hulda aufgezogen, ermahnt, ihr zu essen und Kleidung gegeben – doch eine richtige Mutter, eine Vertraute, jemand, der zu einem hielt, egal was passierte, das war sie nicht gewesen. Und dann dachte Hulda an Karl, und die Freude, die sie bei der schönen Geburt und beim Anblick des friedlich saugenden Kindes verspürte, verflog jäh. Karl North, der Mann, dem sie letztes Jahr einen Korb gegeben hatte, obwohl ihr das *Ja!* für ihn, was ihr Herz anging, viel leichter von den Lippen gegangen wäre als bei Johann, wie sie sich verschämt eingestand, der hatte auch keine Mutter gehabt. Warum nur tat es ihr noch immer weh, wenn sie an ihn dachte, an seine Einsamkeit, seine hellgrünen Augen?

«Fräulein Gold?» Doktor Friedrich war eingetreten, im Kiellwasser zwei Krankenschwestern, und eilte zu ihnen. «Alles gutgegangen?»

Das Misstrauen in seiner Stimme holte Hulda zurück in die Wirklichkeit.

«Alles wunderbar, Herr Doktor», sagte sie und versuchte, das Aufsässige, Prahlerische in ihrer Stimme zu unterdrücken. Es gelang ihr, wie sie unwillig bemerkte, nicht ganz. «Ein gesundes Mädchen und eine Mutter ohne Verletzung.»

«Ganz ohne Verletzung?» Nun schwang doch eine gewisse Anerkennung in seiner Frage, die Hulda wieder versöhnte. «Vielen Dank, Fräulein. Ich übernehme.»

Sie nickte ihm zu, legte Frau Rothenburg noch einmal

die Hand auf den Arm und lächelte, dann ging sie zum Waschbecken und wusch sich gründlich. Sie sparte nicht am Desinfektionsmittel und dachte daran, dass noch vor wenigen Jahrzehnten reihenweise Frauen am Kindbettfieber gestorben waren, weil die Mediziner den Zusammenhang zwischen Infektionen und mangelhafter Sauberkeit nicht erkannt hatten. Diese Zeiten waren zum Glück vorbei, und in der Klinik in der Artilleriestraße war alles blitzblank. Ganz modern, dachte Hulda und trocknete sich ab, ja, ihrer Zeit voraus. Und doch galt eine Frau, die hier arbeitete, so viel weniger als ein Mann, gab es keine einzige weibliche Ärztin und regierte ein Direktor nach dem anderen. Auch der neue Klinikleiter, dessen Name bereits im Gespräch war, würde selbstverständlich ein Mann sein. Er würde weitere Männer mitbringen, Assistenzärzte, Doktoren, Studenten der Medizin, und sie alle würden diese Überraschung in den Mienen tragen wie soeben Doktor Friedrich – eine Frau, eine Hebamme, konnte eine Geburt ganz allein und verantwortungsvoll durchführen?

Es tat weh, dachte Hulda, strich sich die Schürze glatt, richtete sich das Häubchen und verließ den Kreißsaal ohne Blick zurück. Es würde immer weh tun. Und ein Ausweg war nicht in Sicht. Denn wer war sie, jahrhundertealte Strukturen in der Klinik über den Haufen werfen zu wollen? Das würde ihr niemals gelingen. Dafür bräuchte es etwas Größeres als sie selbst, eine ganze Bewegung, keine Einzelkämpferin. Doch wenn es etwas gab, das Hulda verabscheute, so waren es Gruppen, Vereinssitzungen, Zusammenrottung mit anderen, die sie in diesen ganzen Frauenvereinen, die für mehr weibliche Rechte stritten, argwöhnte. Nein, dann lieber allein oder mit ihrer Freundin Jette ab und an über die Macht der Männer wüteten und sich schließlich wieder mit ihrer Situation versöhnen.

Auch wenn, wie ein leises Stimmchen ihr boshaft zuflüsterte, sie allein auf sich gestellt die Welt nicht verändern würde und niemals auf einen grünen Zweig käme. Dann blieben ihr ganzes trotzige Gerede und die vielen unausgesprochenen Sehnsüchte nach *mehr* nichts weiter als die Hirngespinste eines trotzigen Kindes.

Sie verließ den Pavillon, in der die Geburtshilfe untergebracht war, lief den Gang entlang Richtung Hauptgebäude, am Hebammenzimmer vorbei bis zur Pforte. Dort saß, dem Kapitän eines etwas abgehälften Dampfers gleich, Pförtner Scholz in seinem Kabuff. Hulda hatte mehrmals gehört, wie ihn die Assistenzärzte den *Zwölfender* nannten, einen langjährig gedienten Soldaten, und sie verstand, woher der Spitzname rührte. Der dunkelblaue Uniformrock saß steif, war aber an den Schultern und Ärmelsäumen abgewetzt, der rote Kragen stand an seinem Hals so hoch, dass Herr Scholz immer ein wenig das stoppelige Kinn recken musste, um Luft zu bekommen. Bei jeder Bewegung blitzten die Messingknöpfe. Über der knolligen, stets leicht geröteten Nase – hinter dem Stuhl des Pförtners erspähte Hulda ein Sammelsurium von leeren Bierflaschen – saßen gütige Augen, die sich nun voller Wiedersehensfreude auf sie richteten.

«Dit Frollein Gold», rief er und erhob sich, während er sich den rötlichen Walrossbart zurechtstrich, der mit seinen gezwirbelten Enden entfernt an Kaiser Wilhelm zwei erinnerte. «Welche Ehre! Leitende Hebamme zur Stelle, richtig?» Er lachte dröhrend. «Womit darf ick dienen?»

«Guten Abend, Herr Scholz», sagte Hulda freundlich. «Wenn Sie bitte einen Anruf für mich machen könnten?»

«Glücklicher frischgebackener Vater?», fragte Scholz, der

immer auf dem Laufenden war und stets zu wissen schien, was in jedem einzelnen Raum der Klinik vor sich ging.

Sie nickte. «Manfred Rothenburg. Er hat eine gesunde kleine Tochter, und seine Frau ist wohllauf und lässt ihn grüßen.»

Er trat zum Apparat, fuhr mit dem Finger eine Liste entlang und fand den Anschluss der Rothenburgs. Er ließ sich vom Fräulein im Amt verbinden und bellte dann in die Sprechmuschel: «Herr Rothenburg? Scholz hier, Pförtner der Klinik Artilleriestraße. Sie sind im Bilde?» Er lauschte kurz und dröhnte dann weiter. «Immer langsam, junger Mann, ick muss mir konzentrieren, dass ick keen Blödsinn rede. Wartense mal», er nahm den Hörer herunter und sah Hulda an. «Wat sachten Sie?», fragte er. «Junge oder Mädchen?» Hulda, die sehr wohl wusste, dass er es nicht etwa vergessen hatte, sondern dass diese Art Theatralik zu seinen kleinen Freuden gehörte, spielte mit.

«Ein Mädchen, Herr Scholz», sagte sie geduldig, woraufhin er freudestrahlend den Hörer wieder aufnahm und hineinrührte: «’n Mädchen, ’ne kleene Göre, Herr Rothenburg. Je-sund und munter, und ooch Ihre werte Frau!» Er lauschte. «Ja-woll! Werde ick ausrichten!» Damit schmiss er den Hörer auf die Gabel, und Hulda fragte sich, woher dieser alte Mann, der tagein, tagaus in einem Käfig hockte, diesen Schwung, diese ungebremste Lebensfreude nahm. Nun, dachte sie dann schmunzelnd, zu einem guten Teil wohl von der herrlichen Hausmannskost, die seine Tochter Ilse ihm im oberen Stockwerk in ihrer Wohnung zubereitete und von der auch Hulda schon ein Loblied singen konnte, besonders von den Bratkartoffeln. Und für den Rest Optimismus taten beim Pförtner wohl die geistigen Getränke das Ihrige.

Gerade wollte sie Herrn Scholz nach dem Befinden seiner Tochter fragen, als die schwere Eingangstür von der Ar-

tilleriestraße her geöffnet wurde und ein Mann mit einem kleinen schwarzen Koffer aus Leder in der Hand eintrat. Er trug einen korrekten Gehrock mit gestärktem weißem Kragen, dunkler Weste und Manschettenknöpfen. Sein Schnurrbart war gestutzt, und er kam direkt auf die Pförtnerloge und Hulda zu, die er durch seine randlose Brille taxierte.

«Guten Abend», sagte er mit der vollen, aber gemessenen Stimme eines Mannes, der es gewohnt war, vor Publikum zu sprechen. «Ich habe einen Termin mit Professor Warnekros.»

«Wen darf ick anmelden, der Herr?», fragte Herr Scholz und griff nach dem Haustelefon, und nur Hulda nahm wohl die leichte Geringschätzung in seinem Ton wahr, während sie dem Neuankömmling ganz und gar entging.

«Geheimrat Stoeckel», sagte der Mann, und Hulda und der Pförtner tauschten einen raschen Blick. Dies war der Name, der seit ein paar Wochen durch die Klinikflure geisterte – das also war der Professor aus Leipzig, der, wenn man den Gerüchten glauben konnte, bald die Nachfolge von Direktor Bumm antreten sollte. Hulda musterte ihn nun noch etwas genauer – kluge Augen, fand sie, allerdings mit einer gewissen Kälte darin, die ihr nicht sonderlich zusagte, feine Linien auf der Stirn, als lege er sie oft nachdenklich in Falten. Schütteres Haar, das er jedoch vorteilhaft zurückkämmte.

Sie streckte die Hand aus. Er ergriff sie reflexhaft und blickte ein wenig verdutzt.

«Mein Name ist Hulda Gold», sagte sie und versuchte, Gewicht in ihre Worte zu legen. «Ich bin die leitende Hebamme in der Geburtshilfe hier in der Klinik.»

«So», antwortete Stoeckel und zog die Hand nach kurzem Druck zurück, «sehr erfreut.» Doch sie konnte ihm ansehen, dass er nicht sonderlich beeindruckt war. Schon wieder spürte

sie dieses unangenehme Stechen im Magen wie vorhin mit Doktor Friedrich – das Gefühl, gewogen und für zu leicht befunden worden zu sein.

Scholz telefonierte *in den Turm*, wie man in der Klinik die Wohnung des Direktors nannte. Warnekros hatte die Räume des verstorbenen Professors Bumm bezogen, jedoch, wie er immer wieder betonte, nur übergangsweise und um schnell erreichbar zu sein. Sobald der neue Direktor die Stelle anträte, wäre er verschwunden.

«Der Herr Direktor ist im Anmarsch», verkündete Scholz, und Stoeckel nickte und trat dann unbehaglich von einem Bein aufs andere, tat so, als musterte er angelegentlich die Täfelung der Halle, und konnte nicht verbergen, wie ungelegen es ihm war, hier mit einer unbekannten Frau zum Warten verdonnert zu sein. Hulda zermarterte sich das Hirn, wie sie ein Gespräch anfangen könnte, das den Fremden davon überzeugen würde, dass ihre Anwesenheit keine Bürde war.

«Sie sind der Autor des *Lehrbuchs für Gynäkologie?*», sagte sie schließlich halb fragend, obwohl sie genau wusste, dass es so war. Der Geheimrat nickte knapp, seine Miene ließ nicht erkennen, ob er erfreut war, dass sie das wusste. «Es ist mir eine Ehre», fuhr Hulda fort, «ich habe viel daraus gelernt.»

Jetzt verzog sich sein Mund über dem akkuraten Schnauzbart doch zu einer Art Lächeln. «Freut mich, mein junges Fräulein», sagte er, als sei sie eine Schülerin und er der Oberstudienrat an einer Schule für höhere Töchter. Hulda biss sich auf die Lippen, die Lust auf einen weiteren Wortwechsel war ihr vergangen. Gerade erwog sie, sich zu verabschieden, als sich die schwere Tür von der Straße her erneut öffnete. Hulda ging hin, um dem Ankömmling entgegenzutreten, und fuhr beinahe zurück, als sie in das pockennarbige Gesicht

der jungen Frau blickte, die da hereinkam. Sie war höchstens zwanzig, schätzte Hulda, die dünnen, fettigen Haare in einen straffen Knoten geschlungen, die zu weiten Kleider schlötternd um die mageren Glieder. Nur der Bauch stand verräterisch spitz nach vorn, noch nicht sehr, aber für Huldas geübtes Auge deutlich genug. Anfang vierter Monat, schätzte sie und seufzte innerlich. Immerhin trug die junge Frau einen schmalen Ring am Finger, bemerkte sie dann.

41

«Kann ich Ihnen helfen?», fragte sie. In ihrem Rücken hörte sie, wie der Geheimrat ungeduldig von einem Bein aufs andere trat.

«Ick will zum Doktor», sagte die Frau leise, doch mit dem Gesichtsausdruck, der ihre wilde Entschlossenheit, sich nicht abwimmeln zu lassen, verriet. «Der muss mir ...», sie zögerte eine Winzigkeit, «wat abnehmen.»

«Sie können sich erst einmal mir anvertrauen», sagte Hulda, die sofort verstand. Aufmunternd lächelte sie der Frau zu.

Doch diese betrachtete sie misstrauisch. «Sind Sie 'n Doktor?», fragte sie. «Ick will zu einem von den Studierten. Ick hab Geld, ehrlich!»

«Mein Name ist Hulda Gold», sagte Hulda und schluckte den winzigen Ärger hinunter. «Ich bin die leitende Hebamme hier. Ich kann Ihnen sicher helfen.»

Gerade als sich in die vernarbten Züge der jungen Frau Zustimmung schllich, hörte Hulda Schritte hinter sich.

«Sie sollten gehen», sagte Stoeckel so bestimmt zu der Besucherin, als sei er der Herr des Hauses, «einen solchen Eingriff führen wir hier nicht durch. Und das können Sie auch all Ihren Freundinnen da draußen sagen. Paragraph 218!»

Ungläubig drehte sich Hulda um. «Mit Verlaub», sagte

sie. «Aber ein Beratungsgespräch für notleidende Frauen gehört sehr wohl zu meinem Aufgabenbereich.»

«Wenn die Frau einen Rat zur Geburt oder für die Säuglingspflege sucht, mag das stimmen», sagte er. Sein Gesicht blieb unbewegt, doch Hulda spürte den Ärger herannahen wie Hitze, die von seinem tadellosen Anzug aus aufstieg. «Aber eine Abtreibung ist, wie Sie sicher wissen, verboten und wird mit Gefängnis bestraft.»

Die junge Frau sah eingeschüchtert zwischen Hulda und dem Geheimrat hin und her. Aus den Augenwinkeln bemerkte Hulda, dass Pförtner Scholz ihr Gespräch von seinem Kabuff aus sehr genau verfolgte. Das stachelte sie nur noch mehr an, diesem aufgeblasenen Arzt vor ihr nicht das letzte Wort zu lassen.

«Ich bin sicher, Sie haben sich verhört», sagte sie zu ihm und bedeutete der jungen Frau mit den Augen, nur ja die Klappe zu halten. «Sie, meine Dame, wollen sich nur nach den Möglichkeiten erkundigen, sich in unserem Haus zur Entbindung anzumelden? Die Krankenkasse übernimmt das, ich erkläre Ihnen alles Weitere in Ruhe.»

Sie betonte das letzte Wort eine Spur, und glücklicherweise schien die Frau zu verstehen und nickte, jetzt gespielten Eifer im Gesicht.

«Ja, danke schön», stammelte sie. «Jenau dit wollte ick, mir erkundijen ... » Sie brach ab, offenbar hatte sie vergessen, wie es weiterging.

Hulda konnte sehen, dass Geheimrat Stoeckel ihre kleine Scharade mühelos durchschaute, aber die leitende Hebamme vor Zeugen der Lüge zu bezichtigen, das wagte er denn doch nicht. Rasch zog sie die Frau zur Seite und führte sie in eine weit entfernte Ecke der Eingangshalle, außer Hörweite.

Dabei bemerkte sie einen muffigen Geruch, der ihr in den Kleidern hing – Kohlenofen, tippte sie, und höchstwahrscheinlich Schimmel zu Hause. Wieder wanderte Huldas Blick zu dem Ring an ihrer Hand.

«Sie sind verheiratet?», fragte sie leise.

«Ja», sagte die junge Frau gepresst, «aber ick hab schon Stücker dreie. Mehr jeht nich! Mein Männe hat keene Anstellung mehr, in seinem Zustand, und wenn ick nich inne Nähfabrik kann, denn is zappenduster bei uns.» Sie deutete auf den schwelenden Bauch unter dem dünnen grauen Mantel. «Noch so 'n armer Schlucker, dit will ick nich. Dit ärmste Kind hungert ja schon im Mutterleib, wissen Se?»

43

Hulda nickte. Sie kannte leider unzählige Fälle wie diesen. Jedes Jahr ein Kind und keine müde Mark, um all die hungrigen Münder zu ernähren.

«War Ihr Mann im Krieg?», fragte sie, und die Frau nickte. «Mit fünfzehn, im letzten Kriegsjahr», sagte sie, und ihre Lippen zitterten. «In Flandern. Ick kenne ihn schon aus der Volksschule, da habense am Ende die Jungens direkt aus der Schulbank jeholt. Nachher war er im Lazarett und is jeheilt entlassen worden. Wir dachten, allet wär jut, und haben vor fünf Jahren geheiratet. Denn ging es wieder los, Zittern, Bettässen. Und der Branntwein, von dem er nich wegkommt.»

Auch diese Geschichte hatte Hulda so oder ähnlich schon öfter gehört, als sie zählen konnte. Diese armen Kinder waren im *Großen Krieg* an den Fronten verheizt worden wie Futter für die gefräßigen Kanonen, die ihr Recht forderten. Wer überlebte, kam oft genug gezeichnet zurück, unfähig, einer Arbeit nachzugehen, für immer gefangen in den Erinnerungen, den grausamen Bildern von Blut und Tod. Der Mann dieser Frau, dachte sie und rechnete schnell nach, war heute erst 22

Jahre alt. Doch innerlich war er tot, für immer verloren. Sie fasste einen Entschluss.

«Ich habe eine Adresse für Sie», flüsterte sie. «Hier in der Klinik darf ich Ihnen nicht helfen, da hat der Herr dort drüben», sie nickte zu Stoeckel hinüber, der immer noch neben der Pförtnerloge wartete wie ein nicht abgeholt Paket und ab und zu argwöhnisch zu ihnen herübersah, «leider ganz recht. Aber dort wird man für Sie da sein.» Sie holte ein Stück Papier aus ihrer Schürzentasche und schrieb eine Anschrift in der Sedanstraße in Schöneberg darauf.

«Und jetzt gehen Sie. Und versuchen Sie, in Zukunft aufzupassen. Sie kennen doch Essigspülungen?» Die Frau nickte zaghaf, ein Hauch der Schamesröte kroch über ihre magere, entstellte Wange mit den tiefen Pockenkratern. «Und am besten hilft immer noch Enthaltsamkeit», fügte Hulda hinzu und wurde nun auch rot. Aber nicht wegen des heiklen Themas, sondern weil sie genau wusste, wie wertlos dieser Ratschlag war. Denn welche Frau, auf engstem Wohnraum mit ihrem Ehemann eingesperrt, konnte sich schon einem Betrunkenen verweigern, der sein Recht einforderte? Die nächste Schwangerschaft würde in wenigen Monaten folgen, das war gewiss. Huldas Worte mussten der armen Frau wie Hohn in den Ohren klingen.

Die murmelte einen Dank und huschte zur Tür hinaus, zweifellos auf direktem Weg nach Schöneberg, wo Huldas Bekannte Grete Fischer, eine Gynäkologin, sich solcher Fälle auf der Roten Insel annahm. Illegal, aber unbeirrbar, wie Hulda wusste. Sie strich sich die feuchten Handflächen an ihrer Schürze ab und atmete tief durch. Allzu sehr durfte sie sich nicht mitnehmen lassen von diesen traurigen Schicksalen, doch seltsamerweise fiel ihr dies mit den Jahren nicht etwa

leichter, sondern schwerer. Da sah sie, wie endlich Direktor Warnekros durch den Gang kam, er nickte ihr eilig zu und war schon beim hohen Besuch. Gerade wollte Hulda zurück in Richtung Geburtshilfe-Pavillon gehen, als das Telefon in der Kabine schellte. Scholz bellte einen Gruß hinein, lauschte dann kurz und hieb sich vergnügt aufs Knie.

«Wie? Am Spittelmarkt? Blutung? Menschenkinder, wat  
habt ihr denn da wieder jetrieben, ihr Ferkel, mit nem Blumen-  
draht rumjepopelt oder wie?» Hulda lief bei seinen Worten  
ein Schauder über den Rücken, doch sie kannte seinen derben  
Humor. «Kommt sofort, kommt sofort. Rettung naht und  
holt euch aus der Bredouille. Wartet mal, hier is dit Frollein  
Gold», er winkte sie eifrig herbei. «An der Fischerbrücke 4»,  
sagte er zu ihr, «die Volontäre von der Poliklinik brauchen  
Unterstützung auf der Spreeinsel.» Er musterte sie. «Ick weeeß,  
is nich mehr Ihre Aufgabe, Außendienst, aber sonst is keener da,  
Ärztemangel wegen erster Erkältungswelle. Doktor Friedrich  
is im OP, wenn er fertig ist, schicke ich ihn hinterher.»

«Ich bin unterwegs», sagte Hulda und spürte eine freudige  
Aufregung beim Gedanken daran, die Klinik zu verlassen  
und wie früher zu einer Geburt in der echten Welt hasten  
zu dürfen. «Ich hole rasch meine Tasche. Rufen Sie derweil  
im Assistentenzimmer an, einer von den Praktikanten soll  
mitkommen.»

Und schon war sie auf dem Weg ins Hebammenzimmer,  
die Schritte pochten mit ihrem Herzen auf dem Dielenboden  
um die Wette. Sie hörte gerade noch, wie Scholz in den  
Hörer dröhnte: «Dit schöne Frollein Gold fliegt zu euch, ihr  
glücklichen Affen!»

[...]